

Verehrter Meister, meine Damen und Herren,

jahrelang stand sie erhobenen Hauptes vor dem Rathaus Eschede, dann lag sie in, einem erbarmungswürdigen Zustand, demontiert und verschmutzt, unbeachtet herum - jetzt steht sie wieder, Jürgen Meisters Skulptur „kommen + gehen“; einigen (bereits genannten) hartnäckigen Escheder Bürgern sei Dank! Und seien wir froh, dass wir sie (diese Bürger) haben, denn die Demontage der Skulptur hätte auch ganz andere Folgen haben können: Eschede wäre nicht die erste Kommune gewesen, die von einem Künstler wegen Missachtung und Verhunzung des ihr anvertrauten Kunstwerks und Verletzung seines Urheberrechts verklagt worden wäre. Es muss, bei aller Freude über das Ereignis der Wiedererrichtung, am heutigen Tag auch gesagt werden: Wer sich Kunst in den öffentlichen Raum holt, hat nicht nur das angenehme Recht, sich daran zu erfreuen, er übernimmt auch Verantwortung dafür.

Aber - und das Folgende sollte man jetzt nicht als nachträgliche Lizenz zum Abriss auffassen - aber: Wie ein Mensch durch seine Geschichte geformt wird, und wie oft grad die Verletzungen und die negativen Erfahrungen am stärksten seinen Charakter prägen, so hat auch ein Kunstwerk seine Geschichte, und manchmal verknüpfen sich seine äußeren Verletzungen mit seiner Bedeutung und intensivieren sie. Bei dieser Skulptur ist das unzweifelhaft der Fall. "kommen + gehen" hat Jürgen Meister sie genannt, und sie hat, wenn man so will „am eigenen Leibe“, das Kommen und Gehen selbst erfahren, hat ihren Namen in ihrer eigenen Geschichte wahr gemacht. Auch hat sie nur durch ihr Davongehen im Abriss an einen neuen Ort kommen können, der wie prädestiniert für sie ist: Kaum ein Ort ist solch ein Inbegriff für das menschliche Kommen und Gehen wie der Bahnhof. Dass sie nun ausgerechnet zum Start der Aktionswoche des Wettbewerbs „Ab in die Mitte“ den entgegengesetzten Weg aus der Dorfmitte an den Rand macht, mag dem guten Widerspruchsrecht der Kunst geschuldet sein, aber immerhin torpediert sie den Aufruf nicht, schreitet, blickt, weist vielmehr in Richtung Dorfmitte.

Weist, blickt, schreitet? Ich denke nicht, dass ich damit diese Skulptur unzulässig vermenschliche, aber vielleicht sollten wir erst einmal klären, was wir hier überhaupt sehen. Der Maler und Bildhauer Jürgen Meister, 1953 in Nordhessen bei Fritzlar geboren und nach einem Kunststudium in Köln am Niederrhein in Grevenbroich wohnend, hat sich seit vielen Jahren intensiv mit den Symbolen und Zeichen alter und exotischer Kulturen beschäftigt.

Die kleinen Strichmännchen-Piktogramme, die uns heute weltweit auf Flughäfen, in Rathäusern und Bahnhöfen die Orientierung erleichtern sollen, sind zwar in ihrer konkreten Ausformung neu, aber die Menschen haben sich schon immer mit Hilfe von Symbolen und Zeichen verständigt. Schon vor 5000 Jahren, als Griechen oder Römer noch gar nicht an so etwas wie Schrift denken konnten, weil es diese Völker noch gar nicht gab, entwickelten die Ägypter eine Bilderschrift (von uns Hieroglyphen genannt), in der sie durch vielfältige Kombinationen ganz einfacher konkreter Bildzeichen die kompliziertesten Sachverhalte und sogar abstrakte Begriffe darstellen konnten.

Zum Beispiel ein Bein mit einem Fuß, noch ein Bein mit einem Fuß, im Schritt oben verbunden und von der Seite gezeichnet war das Schriftzeichen für den Begriff „kommen, gehen“. Und genau diese altägyptische Hieroglyphe hat Jürgen Meister als Grundform für seine Skulptur genommen: die Eiche Eichenstämme als schreitendes Beinpaar mit Füßen, die die Richtung angeben. - Und der Findling oben drauf? Der ist eine Zugabe des Meisters. Ohne Kopf weiß doch so ein Beinpaar gar nicht, woher es kommt - wohin es geht. Womit wir (so ganz nebenbei und im Vorübergehen) bei den Grundfragen des menschlichen Daseins wären, die auch von Künstlern immer wieder gestellt werden: zum Beispiel eines der Schlüsselwerke der „Klassischen Moderne“, ein 1897 entstandenes Gemälde Paul Gauguins, trägt den Titel: „Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?“ Kunst, meine Damen und Herren, nimmt immer auch auf Kunst Bezug. Nicht nur die Geschichte und der Symbolgehalt der Skulptur tragen ihrem Titel Rechnung. Auch das Material ist davon bestimmt.

Der Findling hat ja nicht nur den kurzen Weg die Bahnhofstraße rauf vom Rathaus hierher zurückgelegt – er ist von viel weiter weg hierher gekommen. Er stammt, wie alle Findlinge in Norddeutschland, aus Skandinavien. Ein Eiszeitgletscher hat ihn vor sich hergeschoben, geschleift und gerollt und ihm damit seine heutige Form gegeben, bis er ihn irgendwo zwischen Eschede und Unterlüß liegen ließ, als er sich, der damaligen Erderwärmung wegen, wieder nach Skandinavien zurückziehen musste. Wir wissen nicht, wann das war - Geologen oder Mineralogen könnten den Zeitraum vielleicht genauer bestimmen. Der - vorläufig - letzte Eiszeitgletscher machte sich jedenfalls vor etwas mehr als 10.000 Jahren von uns aus auf seinen Heimweg nach Norden, unser Findling ist also in der Gestalt, wie wir ihn hier sehen, mindestens 10.000 Jahre alt. Aber Findlinge, sagt man, haben eigentlich zwei Alter. Das eben genannte ist das ihrer Formung. Ein dem Einzelmenschen nicht erfahrbare Alter, aber immerhin noch im Bereich der Erfahrung der Menschheit, wenn auch der Urmenschheit. Das zweite Alter der Findlinge ist das ihrer Entstehung, und das entzieht sich jedem menschlichen Maß. Vor 50 bis 700 Millionen Jahren wurden aus dem Erdinneren glühendheiße, flüssige Mineralien hinausgeschleudert, die zu dem riesigen Granitbrocken erstarrten, aus dem dieser Findling wurde, der nun seinen Endzweck als Kopfstein einer Skulptur erreicht hat.

Ist das so? - Der Mensch, das liegt wohl in seiner Natur, betrachtet sich selbst und seine Gegenwart gern als Abschluss und Höhepunkt einer zielgerichteten Entwicklung. Aber für diesen Stein hier ist sein momentanes Dasein als hehres Kunstwerk nichts als ein verschwindend kurzer Augenblick in seiner uns nicht fassbaren Daseinsdauer Er, wird wohl noch oft kommen und gehen, vielleicht werden künftige Gletscher, wenn der Treibhauseffekt lang zurückliegende Geschichte ist, ihn noch mehrfach über alle Kontinente rollen, und in etwa 5 Milliarden Jahren, wenn unsere Sonne ihren Wasserstoff verbrannt hat und zu einem Roten Riesen anschwillt, der die Erde schluckt, wird dieser Findling wieder flüssig werden, bevor er (dies sein tatsächlicher Endzweck) in unvorstellbarer Hitze vergast. Vom Menschen wird dann schon lange nicht mehr die Rede sein. "Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir wir?"

Wenden wir uns dem zweiten Material der Skulptur zu, dem Holz. Ein, wie es scheint, irgendwie menschlicheres, jedenfalls fassbares Material: lange vor dem harten Stein hat der Mensch gelernt, das weichere Holz zu bearbeiten. Und inzwischen bestimmt er beim Holz

sogar das Kommen und Gehen, das Wachsen und Vergehen. In den aus nostalgischen Gründen immer noch "Wald" genannten holzfabrikartigen Plantagen pflanzt und fällt er die Bäume nach ökonomischen Regeln; die Pflanze als Lebewesen findet da keinen Respekt. Dass vor der Bearbeitung des Holzes ein Baum getötet werden muss, ist aus dem Bewusstsein verschwunden. Nahmen früher die Walddarbeiter mit ihren Äxten den durchaus gefährlichen wenn auch damals schon ungleichen Kampf mit den Baumriesen auf, so rupfen sie heute mit ihren monströsen "Harvester"-Maschinen ganze Waldungen wie Unkraut. - Jürgen Meister hat an den Eichenstämmen, die den Findling in seiner Skulptur tragen, langsam fortschreitende Stadien oder Grade der Bearbeitung deutlich gemacht, vom gänzlich unbehandelten Stamm in seiner Rinde bis zum glatten, fast künstlich wirkenden Balken, der kaum noch etwas zu tun hat mit der im Saft stehenden, grünenden und ausschlagenden Eiche, aus der er stammt. Ich weiß nicht, wie viele Jahre die Eiche zählte, deren immer noch beachtliche Reste wir hier sehen. Aber wenn ich mir den Durchmesser der Stämme so anschau, kann die sprichwörtliche 100jährige Eiche in nicht allzu weiter Ferne sein - sicher, verglichen mit dem Findling kein Alter, aber im menschlichen Maßstab immerhin drei Generationen - und selbst im Tode noch stark genug, den tonnenschweren Stein in graziler Schwebe zu halten. Diese Stärke freilich bringen die Stämme nur vereint auf, was mich zu einem letzten Punkt führt.

Ich denke, es wäre ein Irrtum, zu glauben, diese Skulptur bestände nur aus den zwei offensichtlichen Materialien Holz und Stein. Auch ihr Titel besteht ja nicht nur aus den beiden Wörtern "kommen" und "gehen" - da haben wir ja auch noch die leicht zu Übersehende kopulative Konjunktion "und", die uns auf das nicht so leicht zu erkennende und zu benennende dritte Material hinweist: das Prinzip der Konjunktion, der Wille zur Zusammenfügung, der Geist der Zusammenarbeit. Dieses Prinzip scheint nicht nur in der konkret sichtbaren Machart der Skulptur auf, in der Vereinigung der divergierenden Bestandteile Holz und Stein; vielmehr ist es ein notwendiger und grundlegender Bestandteil bereits der Entstehung der Skulptur. Das Zusammenwirken der Bürger, die diese Skulptur wollten, der Sponsoren, die Geld und Material zur Verfügung stellten, der Handwerker, die ihr Können und ihren Erfindungsreichtum einsetzten, der kommunalen Gremien, die die richtigen Beschlüsse fassten, hat erst diese Skulptur möglich gemacht. Ohne dieses Zusammenwirken wäre sie eine Idee, eine flüchtige Bleistiftskizze des Meisters geblieben. Dieses Zusammenwirken der Menschen hier vor Ort ist wichtiger Teil der Skulptur und nicht nur helfendes Beiwerk. Ein Punkt, der übrigens von Anfang an zum Konzept gehörte. Von Anfang an war Jürgen Meister klar, dass diese seine Skulptur nur so entstehen könnte.

Der große Joseph Beuys hat aus seiner vielleicht etwas naiven basisdemokratischen Haltung heraus den Begriff der „sozialen Skulptur“ eingeführt für das gestaltende Eingreifen von Bürgern in gesellschaftliche Strukturen. Es sei dahingestellt, wie schlüssig dieser Begriff ist - aber in einem viel konkreteren Sinne ist unsere Skulptur hier eine soziale Skulptur. Das gar nicht mal so kleine Wunder, dass sie zweimal möglich geworden ist, sollte Eschedes Bürger stolz machen.

Bernd Rauschenbach 10. Mai 2009